

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 10

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071299>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

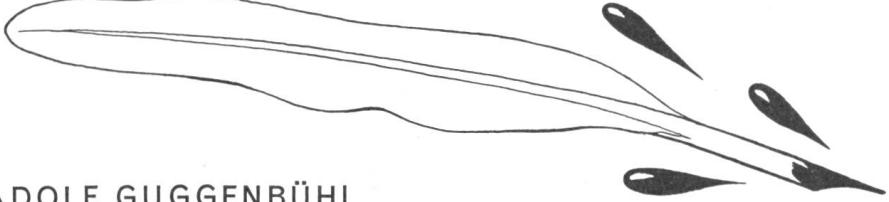
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RAWDBEMERKUNGEN



von ADOLF GUGGENBÜHL

Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland

GERSHWINS Negeroper «Porgy und Bess», die in Zürich aufgeführt wurde, hatte einen geradezu sensationellen Erfolg. Obschon der teuerste Platz 22 Franken kostete und das Hallenstadion Raum für 5000 Zuschauer bot, waren die Vorführungen Abend für Abend ausverkauft. Darüber soll man sich freuen; denn was man zu sehen und zu hören bekam, war große Kunst.

Die Aufführungen von Calderons «Großem Welttheater», die diesen Sommer auf dem großen Platz vor dem Kloster Einsiedeln stattfinden, erwecken viel weniger Enthusiasmus. Und dies mit vollem Unrecht. Denn auch hier handelt es sich um ein künstlerisches Ereignis von allergrößter Bedeutung. Was der Regisseur, Oskar Eberle, mit seinen 600 Laienspielern zustande gebracht hat, grenzt fast ans Wunderbare. Aber eben, Eberle kommt nicht aus New York, nicht einmal aus Paris oder London, er wohnt nur in Thalwil. Er ist einer der Unsern und wird infolgedessen nicht als der geniale Regisseur erkannt, der er ist. Er hat deshalb bis jetzt auch keinen Ehrendoktor erhalten, obschon er für das schweizerische Geistesleben bestimmt mehr tat als Thomas Mann, dessen hauptsächliche Verbindung mit unserm Land in seinem Wohnsitz besteht.

Gewiß äußern sich alle Zeitungen anerkennend über diese Freilichtaufführungen. Aber irgendwie wird dieses Lob von den Lesern nicht ganz ernst genommen. Sie sind mißtrauisch und denken, die katholischen Zeitungen seien sozusagen von Amtes wegen verpflichtet, diese geistlichen Spiele zu rühmen, und die nicht-

katholischen Rezessenten müßten ins gleiche Horn blasen, damit man ihnen nicht den Vorwurf der konfessionellen Engherzigkeit machen könne.

Die Zuschauer selbst sind ergriffen, wahrscheinlich mehr als von Porgy und Bess; aber weil diese Inszenierung nicht bereits Weltruhm besitzt, getrauen sie sich nicht, auf ihr eigenes Urteil abzustellen. Es fehlt deshalb die intensive Mund-zu-Mund-Propaganda, die man bei Porgy und Bess feststellen konnte. Das ist schade; denn es lohnt sich, selbst von Bern oder Basel nach Einsiedeln zu fahren, um das Große Welttheater anzusehen.

Erlaubt ist, was sich ziemt

Aber was ziemt sich? Wie würden Sie reagieren, wenn Sie diesem leicht bekleideten ausländischen Paar in der Umgebung von Zürich begegneten?

In Amerika tragen die Frauen an einzelnen Orten während des Tages enge und kurze Shorts. In diesem Tenue wird auch eingekauft. Nun, andere Länder, andere Sitten. Es geht uns ja nichts an, was sie in Amerika machen. Aber selbstverständlich bringen die Touristen ihre einheimischen Gewohnheiten mit sich.

Schon in der Glanzzeit der schweizerischen Hotellerie, vor dem Ersten Weltkrieg hat der Maître d'hôtel nicht mit der Wimper gezuckt, wenn ein orientalischer Potentat sich an der Tafel mit dem Tischtuch zu schneuzen pflegte.

Dazu kommt noch etwas anderes. Die meisten Menschen ziehen sich in den Ferien anders an als im gewöhnlichen Leben, unbeküm-

merter, uniformeller. Ein englischer Bankdirektor, der in der City die Korrektheit selber ist, verkleidet sich während seines Weekends in einen eleganten Vaganten.

Die Ausländer sind bei uns in den Ferien. Wir aber nicht. Wir gehen an eine Sitzung oder in die Kirche und sind deshalb korrekt angezogen. Die Fremden aber tragen Ferienkleider. Dieser Gegensatz schafft ein gewisses Unbehagen.



Aber was will man machen? Man kann eben nicht den Fünfer und das Weggli haben, das heißt den Touristen das Geld abnehmen und von ihnen gleichzeitig verlangen, daß sie sich noch nach uns richten. C'est à prendre ou à laisser.

Vor drei Jahren hat die Dampfschiffgesellschaft des Vierwaldstättersees den Reisenden auf ihren Booten einen Zettel zugesteckt, der folgenden Text enthielt:

Ungenügende Bekleidung verstößt gegen die Sitten unseres Landes und verletzt die schuldige Rücksicht auf andere Gäste. Wir bitten Sie höflich, diesem Umstande Rechnung zu tragen.

Se vêtir de manière indécente est contraire aux mœurs de ce pays et blessant pour nos passagers. Nous vous prions d'en tenir compte.

It is customary in this country to observe the ordinary convention in the matter of dress. We would therefore respectfully beg you to see that your own practice in this matter is above reproach.

*Dampfschiffgesellschaft des Vierwaldstättersees,
Luzern*

Dieses moderne Sittenmandat wurde viel kritisiert und in den meisten Schweizer Zeitungen als muckerisch angeprangert. Vielleicht aber doch zu Unrecht. Man muß zwar tolerant sein, aber alles sollte man sich doch nicht bieten lassen. Fremdenindustrie hin oder her. «Ein ehrlicher Mann macht sich eines Kunden wegen nicht gleich zum Hund», sagt ein grobes, aber gutes Sprichwort.

Immer dann, wenn in der Art und Weise, wie sich die Touristen kleiden, eine grundätzliche Mißachtung des Gastlandes zum Ausdruck kommt, sollte man sich wehren, das heißt, wenn die Ausländer uns wie bloße «Eingeborene» betrachten und sich Dinge erlauben, die sie sich im eigenen Lande niemals gestatteten würden.

Ich war einmal Zeuge, wie im Engadin eine ehrwürdige alte Kirche — allerdings nicht während des Gottesdienstes — von einer Amerikanerin besichtigt wurde, die eben mit ihrem riesigen Chrysler vom Stazersee her kam und deshalb eines jener Badekleider trug, die den schönen Namen «Bikini» tragen. Die Frau war sehr hübsch — Typus Marylin Monroe — und gegen den kühnen Badeanzug wäre am Strand sicher nichts einzuwenden gewesen — wenigstens nicht von meiner Seite.

Aber eine Kirche ist eine Kirche. Ich bin überzeugt, nirgends in den USA hätte die Frau gewagt, in diesem Aufzug ein Gotteshaus zu betreten.

Ich konnte mich nicht enthalten zu intervenieren, und als die Frau nur so reagierte, daß sie mich mit eisigen Blicken musterte und keinen Wank tat, wurde ich deutlich und sagte zu ihr auf Englisch, aber mit helvetischer Offenheit: «Wenn Sie nicht in zehn Sekunden durch jene Türe verschwunden sind, so werde ich Sie persönlich hinausbefördern.» Worauf die elegante Dame mit einem Aufschrei floh.

Auch in diesen Dingen, wie fast überall im Leben, gibt es keine konsequenten Lösungen. Alles ist eine Frage des Taktes und des Maßes.

Wenn Ausländerinnen das Bundeshaus in Shorts besichtigen wollen, ist das genau so

unpassend, wie wenn Schweizer Touristen hemdärmelig mit verschwitzten Hosenträgern ins Pantheon eindringen.

Die große Welt in Bern



Inserat aus der deutschen Illustrierten «Revue». Der Inseratentext lautet folgendermaßen:

«Die Bar von „Bellevue“ sieht Vertreter alter Berner Familien und Diplomaten aus aller Herren Länder... Claude Blümli aus Luzern stellt einer reizenden Duisburgerin einen columbianischen Attaché und zwei Genfer Herren vor... man macht der kleinen Duisburgerin Komplimente... und sie freut sich: „Ja, ja, mit BEL-AMI-Strümpfen erobert man sich

leicht seinen Platz in der großen Welt!“ Und das ist ja auch wirklich so! BEL-AMI-Strümpfe bieten eben die raffinierte «Fein-Form» (nebst ihrer besonders widerstands-frohen Maschenstruktur!)... Wo es kultivierte mondäne Frauen gibt, brilliert darum auch Belami.

HOFFENTLICH sind die Strümpfe, auf welche die junge Dame aus Duisburg die Herren aus der großen Welt aufmerksam macht, widerstands-froher als das Mädchen selbst.

Schweizerdeutsch ist erlernbar

KELLNER: «Isch leiderr usgange. Niente me. Aberr vuole Si Forälle dafür?»

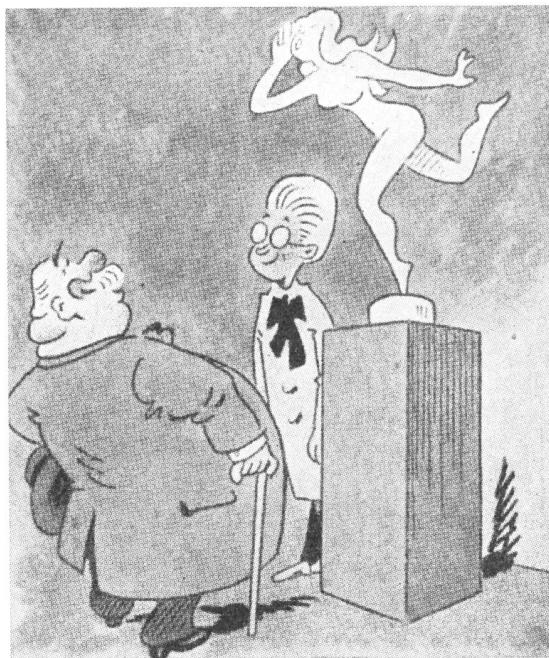
Unzählige italienische, österreichische, französische Kellner, die heute im Gastgewerbe bei uns tätig sind, unterhalten sich mit uns auf Schweizerdeutsch. Es ist wahr, ihr Dialekt ist nicht immer ganz korrekt. Aber immerhin verstehen sie alles und können sich auch ganz nett ausdrücken, obschon sie vielleicht erst vor einigen Monaten ihre Heimat verlassen haben. Man sieht daraus deutlich, es kommt nur auf den guten Willen an. Diese Fremdarbeiter wollen sich mit uns in unserer Muttersprache verständigen, und deshalb gelingt es ihnen. Bei den anderssprachigen Intellektuellen, seien sie Reichsdeutsche oder leider auch Welschschweizer, fehlt dieser gute Wille, und deshalb genügen auch zehn Jahre Aufenthalt in Zürich, Basel oder Bern oft nicht, um sich mit unserer Sprache vertraut zu machen.

Die alte Überfremdung droht wieder

WIR haben die Erfahrung gemacht, daß aktuelle Witze besonders gern abgedruckt werden und haben deshalb auf solche Bilder unsere besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Wir können unsren Kunden Humorzeichnungen über die Themen: Herrenhüte für Damen — der Herr Doktor ohne Auto usw. liefern. Außerdem natürlich Humorzeichnungen, die in den verschiedenen Monaten des Jahres gebracht werden können: Witze über Herbststürme, Niklaus-Tag, Weihnachten, Sil-

vester, Wintersport, Fastnacht, Schulanfang, Aprilwetter, Baumblüte, Maibowle, Reisezeit, Strandszenen, Einmachzeit, Pilzsammeln, Kirmesse usw.»

Aus einem Werbeschreiben eines deutschen Literaturvertriebes.



«Ja, das kann man wirklich Kunst nennen!»
 «Das freut mich!»
 «Ich meine — so auf einem Bein stehen zu können!»

Vor dem Krieg haben deutsche literarische Agenturen die Schweiz mit solchem Material überschwemmt. Zu einem Bruchteil des Preises, für den ein Schweizer Graphiker eine Zeichnung gemacht hätte, wurden fertige Mattern und Klischees geliefert.

Seitdem der Kultauraustausch wieder funktioniert, beginnt leider auch diese Ware wieder über die Grenzen zu kommen.

Derartige Erzeugnisse sind nicht nur deshalb schädlich, weil sie geistlos und unkünstlerisch sind, sondern weil sie eine Geisteshaltung zum Ausdruck bringen, die nicht zu uns paßt.

**Auch der Geistesarbeiter ist
seines Lohnes wert**

«Sehr geehrter Herr!

Wir möchten Sie anfragen, ob Sie bereit wären, nächsten Winter im Schoße unserer

Vereinigung einen Lichtbildervortrag über Ihre Reise durch Zentralafrika zu halten. Es stehen Ihnen anderthalb Stunden zur Verfügung, und Sie können auf ein dankbares Publikum von mindestens 100 Zuhörern rechnen. Da unsere Unkosten für Reklame, Programme, Saalmiete usw. außerordentlich groß sind, ist es uns leider nicht möglich, Ihnen ein Honorar zu bezahlen, dagegen werden wir Ihnen selbstverständlich Ihre Reisespesen vergüten.»

Dieser Brief wurde tatsächlich geschrieben. Er wurde mir von einem Leser zugestellt. Mich hat er gar nicht verwundert. Jeder, der häufig Vorträge hält, hat schon solche Schreiben bekommen.

Selbstverständlich können in der Schweiz weder für Vorträge noch für Zeitungsartikel Honorare bezahlt werden, wie sie in großen Ländern üblich sind. Die Zuhörerzahl ist in der Regel beschränkt; die Auflagen unserer Zeitungen lassen sich nicht mit denen des Auslandes vergleichen. Damit muß sich ein Geistesarbeiter abfinden. Nicht aber muß er sich abfinden mit der grundsätzlichen Geringsschätzung, welche an vielen Orten seine Arbeit erfährt. Auch Organisationen, die sehr gut bei Kasse sind, genieren sich nicht, einem Referenten, der von auswärts kommen muß, 50 oder 60 Franken Honorar anzubieten, und zwar auch nicht in jenen Fällen, wo der Vortrag neu geschaffen werden mußte, was in der Regel immerhin eine Arbeit von zwei bis drei Tagen bedeutet. Man zahlt also einen Stundenlohn, wie man ihn keinem Handlanger anzubieten wagte.

Ich plädiere nicht in eigener Sache, denn ich bin so beansprucht, daß ich nur noch selten Vorträge halten kann. In jüngern Jahren habe ich aber sehr oft öffentlich gesprochen und dabei die unglaublichesten Dinge erlebt.

Einmal übernahm ich die Ansprache an einer Jungbürgerfeier in einer Gemeinde des Limmatales. Da der Anlaß auf einen Sonntag fiel, den ich grundsätzlich im Kreise der Familie verbringe, folgte ich der Einladung wirklich mehr aus vaterländischem Pflichtbewußtsein als aus Begeisterung. Ich gab mir aber redlich Mühe. Nachher gingen die Mitglieder des Gemeinderates noch zu einem Vier-Uhr-Schoppen, ohne mich aufzufordern, mitzukommen. Beim Abschied fragte der Gemeindeschreiber: «So, und was machen nun Ihre Spesen aus?»

«Fr. 2.25», antwortete ich.

Er drückte mir einen Fünfliber in die Hand und sagte wohlwollend lächelnd: «Behalten Sie den Rest; Sie haben wirklich sehr gut geredet.»

Wir kennen eine Fachschrift, deren Herstellung über 70 000 Franken pro Jahr kostet, deren Redaktor sich jedoch mit einer Jahresentschädigung von 1500 Franken begnügen muß. «Es erträgt einfach nicht mehr», heißt es. Daß der Buchbinder, der Papierlieferant, der Drucker bezahlt werden, und zwar zu Tarifpreisen, also mit anständigem Gewinn, ist selbstverständlich. Dem aber, der die wichtigste Arbeit leistet, mutet man zu, fast unentgeltlich zu arbeiten.

Das Fußgängerparadies

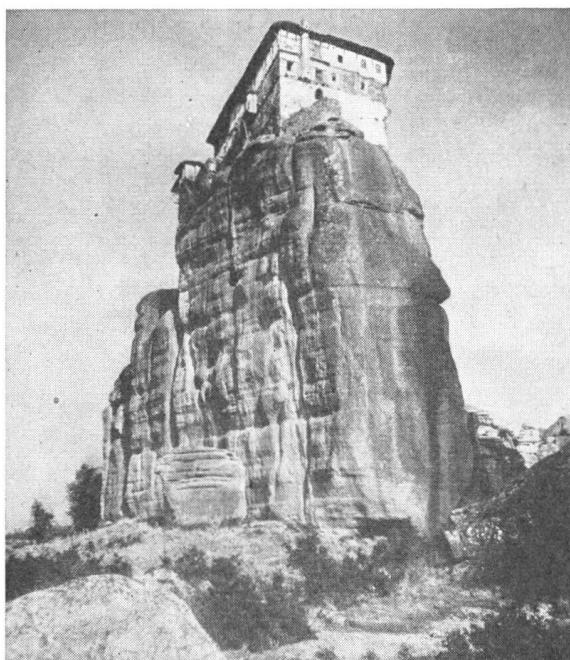


Aus einer kanadischen Zeitschrift.

IN England, Amerika und Kanada gilt das Überfahren eines Fußgängerstreifens, im Moment, wo dieser von einem Passanten überquert wird, als einer der ärgsten Verkehrsverstöße. Der Fußgänger hat das unbedingte Vorrrecht.

Und bei uns?

Flucht



Am Fuße eines griechischen Felsenklosters.

AUF unserer Griechenlandreise besuchten wir, wie viele Touristen, in Thessalien einige der berühmten Meteorklöster. Diese stehen auf über hundert Meter hohen Felsen. Man erreichte sie früher in Körben, die an langen Seilen in die Höhe gezogen wurden, später mit Strickleitern.

Diese Klöster wurden Ende des 14. Jahrhunderts gebaut. Die Mönche wollten sich vor herumziehenden Räuberbanden schützen und überhaupt an einem Ort wohnen, wo sie Ruhe hatten.

Heute stehen von den elf Klöstern nur noch vier, und auch diese sind zu touristischen Attraktionen herabgesunken.

Aber nicht Räuber haben sie zu Fall gebracht, sondern Zwietracht unter den Mönchen selbst. Friede wird selten dadurch erreicht, daß man die Menschen flieht.

Foto: Martin Glaus
Der Empfang am Bahnhof (Zürich)